

Die Rhetorik im Wandel der Zeiten : 2. Teil

Autor(en): **Moser, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **35 (1925)**

Heft 11

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788572>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stunde mehr ruhig zu sein und müssten am Sinn des Daseins zweifeln. Dem gegenüber sagen wir, dass die Wurzeln der Neurose in mehr als neunzig von hundert Fällen im Bewussten liegen. Für den Rest machen wir das Dunkel der Heredität verantwortlich. Rätsel gibt es auf allen Gebieten und Rätsel werden bleiben; man darf sie nicht zur Hauptsache machen.

Dr. med. *Paul Maag.*

Die Rhetorik im Wandel der Zeiten.

Von Dr. Eugen Moser, Zürich.

III.

Mit dem Beginne des 18. Jahrhunderts trat die Kunst der Beredsamkeit ihre Glanzzeit an. Kein Wunder: denn diese Zeit brachte das Aufbrechen der deutschen Sprache und ihr Auswachsen zur klassischen Form. Den Auftakt zu dieser Entwicklung stellt Joh. Chr. Gottscheds (1700—1766) „Grundriss einer vernunftmässigen Rhetorik“ von 1728 dar, den er später zu einer „Ausführlichen Redekunst“ umarbeitete, welche das erfolgreichste Lehrbuch dieser Disziplin überhaupt war. Auch er riet darin, zu reden, wie gebildete Männer sprächen. In seiner Lehre der Affekte schrieb er Aristoteles aus. Den Stil und die Stoffe sollte ein Redner aus der Philosophie holen, sein Vortrag sollte „wohltönend, gelassen und sinnreich“ sein. Er versäumte auch nicht, 1749 seine eigenen Reden herauszugeben, die Lessing, ein Freund der echten Redekunst der Alten, in seinen Rezensionen mit Spott und Hohn übergoss. Von grösserem Gehalt war dann das „Lehrbuch prosaischer und poetischer Wohlredenheit“ Joh. Bernh. Basedows (1724—1790), das 1756 zu Kopenhagen herauskam. Da er forderte, den Sprachunterricht mit dem Sprechen zu beginnen, räumte er der Redekunst in seinem Schulplane wieder eine ehrenvolle Stellung ein. Sie hat nach ihm vier Ziele: verstanden zu werden, zu überreden, zu bewegen und zu vergnügen. Er wollte sie auch durchaus in den Dienst seines Erziehungsgedankens, den Menschen zu einem glücklichen Leben zu weisen, gestellt wissen und bestreitet, dass einer gut reden könne, wenn er nicht edel denke und sich auf die beste Art ausdrücke. Sein Schüler Christian Trapp teilte die Begeisterung des Meisters für die Rhetorik freilich nicht mehr. Wenn er sie auch als die Fähigkeit, über alle möglichen Materien zu sprechen, anerkannte, so stellte er doch den „allgemeinen Gebrauch der Sprache“ höher.

Es versteht sich von selbst, dass im Zeitalter der Aufklärung das gesprochene Wort höchstes Ansehen genoss. Es war noch durchaus im Geiste der Philanthropistengehandelt, wenn von Rochow das Hauptgewicht des Unterrichtes auf die Pflege der Muttersprache legte und Friedrich der Grosse¹⁾ die Rhetorik in den Schulen eingeführt wissen wollte, da sie eine „vorzügliche und höchst notwendige Sache“ darstelle und das „Fundament der Erziehung der jungen Leute“ sei. Diese Verehrung der Redekunst verdichtete sich 1786 dann zur letzten

¹⁾ Kabinettschreiben an den Minister v. Zedlitz; 5. Sept. 1779.

bedeutenden Geste des Jahrhunderts: zu der „Theorie und Praktik der Beredsamkeit“ unseres Landsmannes J. G. Sulzer. Nach ihm soll die Rhetorik¹⁾ einen dauernden Eindruck hinterlassen, zur „Erhöhung der Seelenkräfte“ führen, und die Menschen verständiger, gesitteter, besser und glücklicher“ machen. Erfolge blühten aber dem Redner nur, wenn er klar und hell denke und Herz und Verstand sich die Wage hielten. Ohne Charakter war ihm der Redner überhaupt nicht denkbar. Im Banne der Rhetorik stand auch noch die neuhumanistische Bewegung, die sich an den Namen Matthias Gesners²⁾ knüpft und der noch grossen Wert legte auf die „Schönheit und Annehmlichkeit der Rede“. Sein Weiterbildner J. A. Ernesti ist dann der Verfasser eines vielgebrauchten Schulbuches: „*Initia doctrinae solidiores*“, das alle Wissensgebiete, Philosophie und Rhetorik inbegriffen, vermittelte. In Nürnberg kam obendrein 1784 noch sein „Praktisches Handbuch der Beredsamkeit“ heraus. Der Begründer der deutschen Altertumswissenschaft, F. A. Wolf (1759—1824) betrachtete es sogar als zu den wichtigsten Aufgaben echter Staatsweisheit gehörend,³⁾ durch die Kunst des formvollendeten Vortrags „die gemeinsame Kultur der weit verbreiteten Deutschredenden“ zu fördern. Besonders schön über den Wert der Rede hat sich J. G. Herder⁴⁾ geäussert: um sprechen zu können, müsse man erst hören lernen – eine Kunst, die heute besonders selten geworden, wo keiner mehr langsam heranreifen will – dann erst werde man es unnötig finden, „unter niedrigen Schlagbäumen durchkriechen“ zu müssen. Denn: „ein Volk, das gut spricht, das über jeden Gegenstand bestimmt, klar und überzeugend zu sprechen sucht, erwirbt sich eben damit einen grossen Reichtum, einen behenden Gebrauch seiner Gedanken.“ Ähnlich empfand auch Herders Zeitgenosse J. G. Hamann: der Vortrag mache ebenso die Sache als das Kleid den Mann, es sei kein „kräftiger noch edler Werk am Menschen“ denn Reden, das „übersetzen aus einer Engelsprache in Menschensprache“ bedeute. Dass Franzosen und Engländer den Deutschen in der Beherrschung des mündlichen Ausdruckes überlegen seien, wurde für Herders jüngeren Zeitgenossen F. Schleiermacher die Veranlassung,⁵⁾ schon in der Schule die Pflege der freien „verständigen und klaren“ Rede zu fordern und in ihr eine Fähigkeit zu sehen, die jedem Gebildeten eigen sein sollte. Ist es aber nicht äusserst bezeichnend, dass der letzte der grossen Pädagogen: J. F. Herbart (1776—1841) das Gespräch⁶⁾ geradezu zum „Vehikel des analytischen Unterrichts“ gemacht hat? Freilich ist hierbei Voraussetzung, dass der Lehrer Sprachmängel ablege und selber zu einer ausgebildeten Sprachtechnik gelange, damit der Vortrag so wirke, „als ob der Schüler in unmittel-

1) Vergl. auch: „Anweisung zur Erziehg. seiner Töchter“ (1760); Paed. Schrift., hg. v. W. Kinke.

2) „Ob man aus der Gramat. Latein lernen müsse? Hannov. gelehrt. Anzg. 1751.

3) „Über ein Wort Friedrs II. von deutscher Verskunst“. Kleine Schr., Bd. 2, S. 957.

4) „Über die Fertigkeit zu sprechen und zu hören.“ Deutsche Monatsschr., Mai 1795

5) „Erziehungslehre“, herausg. v. C. Platz; Berlin, 1849.

6) „Allgemeine Pädagogik“, 1806, und „Umriss pädag. Vorlesungen“, 1835.

barer Gegenwart das Erzählte höre und sähe“. Im späteren Alter sollten die Deutschstunden teilweise dazu benutzt werden, die „verschiedenen Formen der Poesie und Redekunst in ausgezeichneten Mustern darzubieten“, unter sorgfältiger Anpassung der schon erreichten Bildungsstufe. E. F. Benecke, der auch zum Kreise Herbarts gehört, wollte die Redekunst¹⁾ als Unterrichtsfach ebenfalls beibehalten und forderte, es möchte in ihr gezeigt werden, „wie eine Gedankenmasse von der ersten Konzeption an durch die verschiedenen Stufen der Ausbildung bis zur Wahl der Wörter für ihren Ausdruck zu behandeln“ sei. Dies zu erreichen seien weniger eigentliche Reden, als für die Schulpugend noch verfrüht, sondern mündliche Vorträge geeignet. Der letzte warme Freund der Rhetorik war der bedeutendste der deutschen Volksschulmänner: A. Diesterweg: durch Auswendiglernen,²⁾ freies Sprechen und Vortragen sollte der Schüler dazu gebracht werden, „geläufig, wohlklingend, deutlich, bestimmt und mit Ausdruck“ zu sprechen. Diesem Ziele sollte nicht nur im Sprachunterricht, sondern in allen Lehrstunden nachgestrebt werden, um dem Schüler diese „für die Entwicklung des Geistes und für das Leben unendlich wichtige Fertigkeit“ zu vermitteln. Das war zwar keine neue Forderung in der Volksschule; denn F. Dinter hatte schon 1811 die Pflege der Sokratic³⁾ gefordert, um wenigstens die fähigsten unter den Zöglingen „mit Schnellgefühl das Zweckmässige von dem unterscheiden zu lehren, was nicht zur Sache gehöre“ und sie zu befähigen, jeder Materie die interessante Seite abzugewinnen. In den Schulordnungen von Bayern, Baden, Württemberg und Nassau der Dreissigerjahre ist die Beredsamkeit als Lehrfach an den Mittelschulen noch aufgeführt. In Baden mussten die Lehramtskandidaten sich sogar einer Prüfung in dieser Disziplin unterziehen. In der preussischen Schulordnung dieser Jahre fehlt sie schon, und auch in Frankreich wurde sie nur noch als „partie technique“ gelehrt. Zum letzten Male begegnet man ihr in der „Allgemeinen Pädagogik“ von Th. Waitz (1852): da es ihm darum zu tun war, die Bildung des Gemütes in der Erziehung in den Vordergrund zu rücken, versprach er sich von rhetorischen Übungen eine Förderung des Lernenden, da die Form dessen eigene Tat sei.

Unterdessen hatte die Saat Bacons langsam Wurzeln getrieben und mit dem Überhandnehmen des aus England kommenden Maschinengeistes setzten sich, zu Beginn des XIX. Jahrhunderts, die Realschulen endgültig fest. Damit war die Rolle der Rhetorik ausgespielt: sie, die noch im kosmopolitischen, kulturgetragenen XVIII. Jahrhundert ein organisches Glied des Bildungsideales gewesen, wird nun von der individualistischen und zur Zivilisation herabsinkenden Neuzeit als wertlos abgestossen. Wo alles auf den Nutzen eingestellt ist, auf Verbreiterung statt Vertiefung und auf Quantität statt Qualität: da war für das Ideal des gepflegten Wortes wahrlich kein Nährboden mehr! Es war umsonst, dass 1802 noch ein „Leitfaden der Beredsamkeit für obere

¹⁾ „Erziehungs- und Unterrichtslehre“ (Berlin, 1836).

²⁾ „Pädagogik“. Herausg. v. H. Scherer, Giessen, 1890.

³⁾ „Die vorzüglichsten Regeln der Pädag.“ (Neustadt, 1806).

Gymnasialklassen“, 1841¹⁾) sogar eine „Philosophie der Rede“, ange-
regt wohl durch das bekannte Buch G. Campbells von 1776, heraus-
kam. Mehr und mehr kamen die Unpersönlichen, die Sachen zum
Durchbruch, und man stand der Redekunst, als dem zarten Kinde einer
beschaulichen, persönlichen Welt, die noch Wert darauf gelegt hatte,
wie Sokrates im lebendigen Worte den Menschen vor sich erstehen zu
sehen, verständnislos gegenüber. Es stimmt denn auch durchaus mit
dieser Entwicklung zusammen, wenn deutsche Rednerschulen mit
pompöser Make ihren Schülern die „Bildung zur harmonischen Per-
sönlichkeit“ als Lockvogel vorsetzen: pflegt man doch oft von jenen
Dingen, die einem versagt sind, am meisten zu reden!

Dennoch wäre es ein Irrtum, die Rhetorik wieder in die moderne
Schule einführen zu wollen. In der Entwicklung gibt es kein Zurück!
Unsre rücklaufende Zeit reißt den Unterschied zwischen Massenmen-
schen und Entwicklungsfähigen immer weiter auf: die Kluft zwischen
Muskelpflege und Geisteskultur wird täglich klaffender. Was hätte die
Beredsamkeit da noch zu suchen, wo keiner mehr etwas hören, jeder
nur sich bemerkbar machen will? Wenn aber die Not am höchsten war,
hat die unerschöpfliche Kraft der Natur stets sich die Gefässe ge-
schaffen, durch welche das erlösende Wort unter die Menschen ge-
worfen werden konnte. Dazu brauchte es wahrlich keiner Redeschulen.
Wenn unsere Jugenderzieher, vom Volksschullehrer hinauf bis zum
Hochschuldozenten, denen die Gabe des flüssigen Wortes bedenklich
mangelt, vom Willen beseelt wären, diese Scharte — deren Vorhan-
densein sie freilich nicht einmal ahnen — nach bestem Vermögen,
durch Arbeit an sich, auszuwetzen, so möchte es doch wohl um die
Redekunst in unseren Ratssälen etwas besser stehen. Und so halte
sich jener, der den dornenreichen Pfad des echten Redners gehen
will, an die lebendigen Reden eines Helmholtz, Moltke, Bis-
marck, Nietzsche oder auch eines Johannes Müller, beson-
ders aber eines Inayat Khan und eines Gandhi. Er mag sich aber
eingedenk sein, dass nur jenem die Grosswirkung vergönnt ist, der viel
nachgedacht und dem Ungewöhnlichen — kein politisches Zetergeschrei
— am Herzen liegt, und er erinnere sich stets des Grundsatzes in Nietz-
sches „Morgenröte“: „Wenn man ein Jahr lang schweigt, so verlernt
man das Schwätzen und lernt — das Reden!“

Meine kleinen Diebsjungen.

Jedem, der je durch die Strassen einer italienischen Grossstadt ge-
gangen ist, werden die Bilder des Elends, die sich dort auf Schritt und
Tritt dem Auge darbieten, in unauslöschlicher, bitterer Erinnerung
sein. Und es sind nicht bloss die Bettler, die Krüppel, die Alten und
Gebrechlichen, die die Blicke auf sich ziehen, sondern vor allem auch

¹⁾ G. J. Hoffmann: „Philos. der Rede“ (Leipz. 1841). Als Ergänzung hiezu kommen
in Frage: Wallaschek: „Psych. u. Techn. d. Rede“ (Leipz., 1914) und neuerdings
E. Drach: „Die Sprecherziehung“ (Frankfurt a. M., 1922).